

NZZ, 29. 5. 2005

Eine vergessene Sprache – Abschied des Jiddischlehrers Anatoly Morkovnikov

Während 20 Jahren unterrichtete Anatoly Morkovnikov in Zürich Jiddisch. Ihm und seiner Familie war 1981 die Ausreise aus Riga gelungen. Diesen Sommer gab der 86-jährige Lehrer seine letzte Lektion.

Von Daniela Kuhn

Als Anatoly Morkovnikov vor 20 Jahren Jiddisch zu unterrichten begann, war er in einem Alter, in dem andere Lehrer bereits im Ruhestand sind. Nach einer jiddischen Konzertreihe, die 1984 in der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich aufgeführt wurde, hatten mehrere Personen den Wunsch geäussert, Jiddisch zu lernen. Morkovnikov, der damals 66-jährig war und erst seit drei Jahren in der Schweiz lebte, nahm das Angebot an. Seither hat der diplomierte Elektromechaniker Hunderten von meist nichtjüdischen Schülern seine Muttersprache beigebracht. Das anfängliche grosse Interesse am Jiddischen verblasste aber in den letzten Jahren zusehends; als Morkovnikov vergangene Woche seine letzte Unterrichtsstunde hielt, zählte er gerade noch fünf Schüler. Einer von ihnen sei jüdisch, erzählt er im Gespräch in der Gemeindebibliothek, der er 150 Videokassetten mit jiddischen Filmen und 200 Tonbänder mit jiddischen Liedern vermacht hat.

Weshalb Jiddisch vor allem nichtjüdische Schüler anzieht, kann Morkovnikov nicht erklären; er habe sich nie danach erkundigt. Er stellt nur fest, dass Jiddisch seine Attraktivität von Jahr zu Jahr einbüsst, besonders bei jüngeren Menschen. Ein Nachfolger für ihn ist nicht vorgesehen. „Sehen Sie“, sagt Anatoly Morkovniko mit unverkennbarem jiddisch-russischen Akzent, „Jiddisch ist eine vergessene Sprache.“

Spätestens jetzt wird klar, dass man in der Person dieses körperlich und geistig viatlen Herrn einen Zeugen vor sich hat, der die Welt des Ostjudentums nicht nur aus Romanen kenne. Bereits in wenigen Jahren wird die Art von Deutsch mit ihrer eigenen Wortstellung weder in Israel noch sonst wo auf der Welt zu hören sein. Denn heute wird Jiddisch nur noch in orthodoxen Kreisen gepflegt. Und Morkovnikov ist der Ansicht, selbst die Orthodoxen sprächen heute meist Hebräisch oder Deutsch.

Während seiner Jugend in Riga war das anders. In der Stadt lebten 30 000 Juden, die unter sich Jiddisch sprachen. Es gab 42 Synagogen, jüdische Geschäfte und Kindergärten. „Nach dem Krieg war die jüdische Bevölkerung beinahe ausgerottet.“ Morkovnikov spricht diesen Satz sehr bewusst aus. Während des Krieges hat er seine

schwängere Frau und seine Eltern eigenhändig in einen Viehtransport gepfercht, der sie zum Ural brachte, wo das Überleben wahrscheinlicher war. Er selber hat in der sowjetischen Armee gedient. Dank glücklichen Wendungen kehrten seine Familie und er nach Riga zurück. Für seine Frau Sara war das Leben nach dem Krieg aber nicht mehr dasselbe: Ihre ganze Familie war umgebracht worden. Sie wurde Zionistin. „Nu, und dann wollte sie ausreisen nach Israel.“ „Nu“ ist eine Wendung aus dem Russischen, die ins Jiddisch eingeflossen ist und soviel bedeutet wie „na ja“. Morkovnikov benutzt dieses Wörtchen oft. Und wenn er es benutzt, wären meist auch Klagen oder Verzweiflung nur zu verständlich.

Dreimal wurden die Ausreiseanträge von den sowjetischen Behörden in Riga abgelehnt und Morkovnikov, der als diplomierter Elektromechaniker 27 Jahre in einer Fabrik gearbeitet hatte, wurde als Strafe für das erste Auswanderungsgesuch entlassen und zur Aushilfe in einem Lebensmittelgeschäft degradiert. In der Wohnung in Riga hatten Morkovnikovs nur am Sonntag fließendes Wasser. Einem Interessenten für die Wohnung, der zugleich für die Ausstellung der Ausreisepapiere zuständig war, zeigten sie die Räume an einem Sonntag. Dem Mann gefiel die Wohnung und die Familie gelangte doch noch zu den gewünschten Papieren, mit denen sie zwar ausreiste, aber nicht nach Israel. Sara Morkovnikov litt damals unter starken Hustenanfällen und konnte keine Hitze ertragen. So führte der Weg über Rom nach Zürich, wo Morkovnikovs Schwester studiert hatte und bis heute lebt. Deren Onkel und Tante, russische Revolutionäre, die aus dem Gefängnis geflohen waren, hatten 1905 in Zürich Asyl erhalten.

Anatoly und Sara Morkovnikov zogen mit Tochter und Sohn in eine Dreizimmerwohnung nach Regensdorf. Bis zur Pensionierung arbeitete er in einem Elektrogeschäft, wo er seinen guten Freund Fritz kennen lernte, mit dem er sich oft trifft. Vor acht Jahren verstarb seine Frau; der Sohn lebt heute mit seiner Familie in den USA. Bei seiner Tochter, die mit ihrer Familie in Zürich lebt, ist Morkovnikov jede Woche zu Besuch. Das wird sich nicht ändern, wenn er im September seine Wohnung verlassen wird, und ins jüdische Altersheim ziehen wird.

Verstehen seine Kinder Jiddisch? „Ja“, sagt er, „aber sie sprechen es nicht.“ Bei den Enkeln und der Urenkelin ist das schon anders: „Ich kenne keinen Jugendlichen, der Jiddisch versteht“, gesteht Morkovnikov. „Schade, kann man nichts machen“, und er fügt hinzu: „Ich habe gemacht, was ich konnte. Nu, ich vermute.“ Er spricht ihn zuerst nicht aus, den Satz. Dann nickt er: Ja, es könnte diesen Sommer das letzte Jiddisch-Festival gewesen sein.